

Ruhe in Frieden

Sie sieht gut aus für eine Leiche. Abgesehen davon, dass sie nie grünen Lidschatten getragen hat und nie so still war. Ihr Brustkorb ist geöffnet worden – man sieht es nicht, es ist alles wieder verschlossen, aber ich kann sie mir unter ihrem Kleid vorstellen, die vielen Stiche, die nie mehr verheilen werden. Irgendein Arzt hat seine Hände in ihrer Brust gehabt und ihr Herz berührt. Gebracht hat es natürlich nichts – ihr Herz hat sich geweigert, seinen Händen zu gehorchen. Bisschen übereifrig, fand mein Dad, sie aufzuschneiden, obwohl doch keine Hoffnung mehr bestand. Aber einen Versuch war es wert, oder?

Ihr Gesicht hat die falsche Farbe, zu rosa, als käme sie gerade aus der Wanne, und der Sarg ist nicht ihr Stil. Vor allem die Beschläge. Sie hat Silber getragen, kein Gold. Niemand sonst scheint das gemerkt zu haben – niemand sieht irgendetwas; es ist, als würden sie alle durch Sirup waten. Sie haben vergessen, wie die Wirklichkeit ist.

Ich war bei meinem Kumpel Seb, als dieser verzweifelte Kampf gegen ihren Tod stattfand. Das war vor vier Tagen. Wir haben Musik gehört. Radiohead. Es hätte schlimmer sein können, schätze ich, weniger respektvoll – wir hätten auch eine Reality-Show im Fernsehen sehen oder Pornos runterladen können. Das Problem ist, dass ich es nicht gespürt habe. In den letzten Tagen habe ich mir einzureden versucht, dass ich etwas gemerkt habe, irgendetwas, in dem Moment, in dem sie uns verlassen hat: einen Stich im Herzen, etwas Ahnungsvolles oder so. Aber da war nichts. Ich habe letzten Donnerstagnachmittag um 16 Uhr 27, in dem Augenblick, in dem meine Mutter Anna Ellis starb, nicht das Geringste gespürt.

Der Körper versinkt im Boden. Neugierige Spatzen trippeln über die Grabsteine. Frühlingsregen fällt in dünnen Fäden. Matsch.

Ich schmecke nichts, nicht einmal die Schokoladen-Eclairs. Meine Tante Rachel hat sie gemacht, weil sie weiß, dass ich die am liebsten esse, aber der Schokoguss ist wie Kleister, der mir die Zunge am Gaumen festklebt. Tante Rachel steht drüben am offenen Fenster und lehnt sich gegen meinen Onkel Carl. Die Vorhänge bauschen sich um sie beide wie schützende Segel.

Eine alte Frau starrt mich an, aber ich weiß nicht, wer sie ist. Sie runzelt die Stirn, als ich den Bissen Eclair in meine Hand spucke und ihn mir ansehe – hey, es gibt sogar Leute, die die Zukunft aus Katzendärmen herauslesen –, und sie wedelt mir mit einer Serviette vor der Nase herum.

Das ist nicht richtig. Da sind Leute, die ich nicht kenne, auf der Trauerfeier meiner Mutter.

»Hallo, Will«, sagt sie. Ihre Haare haben die Farbe von Raucherfingern. »Ich bin deine Großtante«, flüstert sie und rückt mir dabei zu dicht auf die Pelle.

»Großtante Joy«, sagt sie mir ins Gesicht wie eine Beleidigung, und ich würde am liebsten sagen, *verpiss dich, Joy, was für ein beschissener Name für eine Trauerfeier*. Aber Dad ist nicht weit weg und ich will ihm keinen Stress machen. Er lehnt an der Wohnzimmerwand, als wäre sie das Einzige, das ihn noch aufrecht hält. Sein Anzug ist von Trauer durchtränkt.

»Joy«, wiederholt sie ihren Namen, als wollte sie mich auf die Probe stellen, und dann: »Die Wege des Herrn sind unergründlich.«

Ich trete zurück, aber da ist noch jemand hinter mir, der mir im Weg steht. »Das ist Faith«, sagt Joy, »sie ist auch deine Großtante.«

Faith packt meinen Arm. Ihre Haare haben dieselbe Ätzfarbe.
»Bist du groß geworden. Du musst jetzt achtzehn sein.«

»Siebzehn«, verbessere ich sie.

Mit den Fingerspitzen in meinem Bizeps murmelt sie: »Anna ist jetzt in Sicherheit.«

Ich reiße mich los – das ist kein Problem, weil sie so dürr ist – dürr und klein, das sind sie beide, die Hexen. Sie sind die Art von traurigen alten Weibern, die auf den Beerdigungen anderer Leute rumhängen, um sich auf ihre eigenen vorzubereiten.

»Anna in Sicherheit?«, frage ich und sehe einen aufgerissenen Brustkorb und denke letzte Gedanken, als ein Auto ihr Leben auslöscht, gefahren von einem Betrunkenen, in Sicherheit wie in einem Haus? In Sicherheit wie in einem Sarg?

Gott, Mum, wo bist du? Bist du enttäuscht, dass ich bei diesem ganzen Kram so eine Niete bin? Du hast mir nie gesagt, was ich tun soll, wenn du stirbst, aber das hättest du tun sollen, denn schließlich ist es das Einzige, dessen wir sicher sein können. Am Ende kriegt der Tod uns alle. –

Und dann sehe ich sie, dieses Mädchen, umrahmt vom Licht des Fensters. Lange Haare, ewig lange Beine und ein tolles Lächeln, das sie beizubehalten versucht, während sie mit meinem Vater redet. Sie scheint in meinem Alter zu sein und sie trägt ein weißes Kleid – hat ihr niemand gesagt, dass man auf einer Trauerfeier Schwarz tragen sollte? Sie berührt ihre Lippen mit den Fingern und plötzlich schmecke ich die Schokolade vom Eclair, wie ein verdammter Verrat. Ich bin echt super, was schlechtes Timing angeht. Nur ein Unmensch kann jetzt an Liebe denken.

Traum.

Hexen um einen Kessel. Eine wirft Molchaugen und Schierling hinein, die andere rührt um. Dampf steigt aus dem Gebräu auf und bildet ein Fragezeichen in der Luft. Die Hexen tragen

schwarze T-Shirts. Auf einem steht *Joy*, auf dem anderen *Faith*. Ihre Haare haben jetzt die Farbe von einem dreckigen blauen Fleck und sie zeigen auf einen Engel mit weit ausgebreiteten Flügeln. Der Engel hat das Gesicht dieses Mädchens. Des Mädchens, das auf einer Trauerfeier Weiß getragen hat.

»Will?«

Ich blinzele. Es ist Adam. Er beugt sich über mich, er riecht nach Flughafen. Ich strecke meine Beine unter der Decke aus und meine Füße stoßen gegen das Ende vom Bett.

»Hey«, sage ich. Meine Augen kämpfen noch damit, die Welt und das Gesicht meines Bruders zu registrieren. Er ist braun gebrannt und seine Haare sind jetzt noch kürzer als beim letzten Mal, als ich ihn gesehen habe. Das muss vor sechs Monaten gewesen sein – er stand neben Mum, winkte beim Einsteigen in ihr Auto und war auf dem Weg zum Flughafen, um nach Kuala Lumpur zu fliegen, und jetzt sitzt er auf meiner Bettkante.

»Du hast es nicht rechtzeitig geschafft.«

»Ich habe es versucht, aber keinen Flug bekommen.«

In meinem Mund ist der Geschmack von Zweifeln. Adam kriegt immer, was er will, einschließlich einem Platz in einem ausgebuchten Flieger. Sein Handy klingelt die Titelmusik von X-men – er holt es aus der Tasche und schaltet es aus. »Und wie war es?«

»Komisch.« Ich sehe nur dieses Mädchen; weiße Flügel und das weiße Kleid.

»Ich hab mit Dad telefoniert. Er sagt, dass Grandma alles organisiert hat, die Trauerfeier und so. Typisch für diese Katholiken. Wie kommt Dad mit allem klar? Ist er okay?«

»Woran merkt man das?«

»Gute Frage.«

Dad hat gestern Nachmittag die ganze Zeit an der Wohnzim-

merwand gelehnt und die Leute zu sich kommen lassen. Er hat während der ganzen verdammten Trauerfeier kein Wort zu mir gesagt außer: *Die Blumen hätten deiner Mutter gefallen*. Sie waren vierundzwanzig Jahre verheiratet – und da fällt ihm nichts Besseres ein?

Adam beugt sich über mein Bett. Seine Hände landen auf dem aufgeschlagenen *Macbeth*, den wir gerade im Literaturkurs lesen.

»Bist du okay?«

»Ich bin verliebt«, höre ich mich sagen und die Worte platzen in die Lücke zwischen uns. Er verpasst mir einen von diesen Seitenblicken und da ist etwas in seinem Kinn, in der Linie seines Unterkiefers, dem Haselnussbraun seiner Augen – plötzlich sehe ich wieder Mum in diesem Sarg, grünen Lidschatten, geifernde Großtanten, und habe dieses Gefühl, von meiner Haut wegzuschumpfen. Ich schlucke schwer. »Wie soll sich okay denn anfühlen?«

»Keine Ahnung. Ich warte ständig darauf, dass sie durch die Tür kommt und mich fragt, wie mein Flug war.«

»Wie war dein Flug?«

»Sehr witzig, du Arsch.« Er schüttelt den Kopf, als versuchte eine Fliege darauf zu landen. »Lang. Öde. Ich dachte die ganze Zeit ...«

»Was?«

»Nicht so wichtig.«

Seine Schultern sacken nach unten und er starrt auf den Boden, auf einen Bücherstapel oder vielleicht auch nur ins Leere.

Ich fühle, wie er sich auf meiner Bettkante bewegt; es ist ein Zucken.

»Weißt du, sie hat mit mir nie über den Tod gesprochen.«

»Du bist echt abartig, Will.«

»Bin ich nicht. Ich meine nur ... ach, ich weiß auch nicht.«

Adams Schultern heben sich wieder, gleich wird er aufstehen und gehen. Im Ärmel seiner Jacke ist ein Riss.

»Nein, bin ich wirklich«, sage ich. »Nur total genervt.«

»Das verstehe ich gut.«

Ich lese Zustimmung im Gesicht meines Bruders, aber es ist nicht die Art Zustimmung, die ich brauche. »Ich meine, ich bin total genervt, weil niemand einem was Wichtiges sagt, nicht einmal, wenn jemand stirbt.«

»Als wenn das helfen würde.«

»Ich glaube, das würde es.«

Adam schüttelt den Kopf. »Immer noch derselbe alte Will.«

»Na und?«

Ich drehe mich weg. Das kann ich jetzt schon gar nicht brauchen, dass Adam mir mit dieser Nummer kommt, um mich zum Schweigen zu bringen. Nur weil er sechs Jahre älter ist, heißt das nicht, dass er mich so behandeln kann.

»Willst du wissen, was im Leben wirklich wichtig ist, Will? Es ist das hier.« Er steckt die Hand in die Tasche und holt ein dickes Bündel ausländischer Geldscheine heraus, aus Malaysia, wie ich vermute. Er steht jetzt neben meinem Bett, die Faust mit dem Geldscheinfächer ausgestreckt, und rührt sich nicht. Ich vermute, dass er nur einen Witz macht, während wir beide wie gebannt auf die Kohle starren, fasziniert von ihrem leicht feuchten, gebrauchten Geruch. Allmählich entspannt sich das Gesicht meines Bruders. »Der Flug war das Letzte«, sagt er und wirft das Geld aufs Bett. »Ich geh jetzt frühstücken und sehe mal nach, ob Dad schon auf ist. Kommst du mit?«

»Nein.«

Ich drehe mich zur Wand. Ich will, dass er aus meinem Zimmer verschwindet. Hier ist kein Platz für ihn, für nichts außer dem Schmerz. Ein dicker, aus Trauer geflochtener Strick schnürt mich zusammen.

Ich hole das Heft heraus, das ich unter dem Bett in der alten Holzschachtel habe.

Mein Großvater hat sie mir vor seinem Tod gegeben, als ich noch klein war. Er hatte alte Postkarten darin, mit Palmen und Wüsten, noch aus dem Zweiten Weltkrieg. Eines Tages ist er damit in die Garage gegangen und hat sie alle in die Papiertonne gekippt. Dann hat er mir die Schachtel in die Hand gedrückt und gesagt, »Bewahre etwas Nützliches darin auf, nützlicher als dieses Zeug.«

Auf einer frischen Seite im Heft schreibe ich auf, was Macbeth am Ende des Stückes sagt, als er erfährt, dass seine Frau tot ist: *Das Leben ist ein wandelnder Schatten nur ... ein Märchen, erzählt von einem Narren, voller Klang und Wut, bedeutend – nichts.*

Der Abend des sechsten Tages bricht herein. Das Haus ist still. Dad und Adam sind losgefahren, um Pizza zu holen – Mum war diejenige, die bei uns gekocht hat. Das einzige Gericht, das Dad zustande bringt, ist ein Braten, und den hatten wir schon zweimal, seit sie gestorben ist.

Ich habe meine Mutter nun schon sechs Tage überlebt.

Ich will sie riechen. Ich gehe ins Elternschlafzimmer, ins Zimmer von Michael und Anna. Ihr Geruch ist hier konzentrierter als sonst irgendwo im Haus. Soweit ich sehen kann, ist das Zimmer unverändert. Ich liege auf dem Bett, dem Bett, in dem sie mich gemacht haben – sie sind irgendwie nicht die Typen, es in der Küche zu treiben. Aber wegen solcher Gedanken bin ich nicht hergekommen.

Auf dem Nachttisch liegt ein Buch, vielleicht das letzte, das sie gelesen hat. Es heißt *Selbstbetrachtungen*, ist von Marc Aurel und ein Lesezeichen markiert eine Seite, auf der einige Sätze unterstrichen sind. Einer davon ist wie eine böse Vorahnung:

Wir alle sind Schöpfungen eines Tages; der Erinnernde ebenso wie der Erinnernte.

Ich klappe das Buch zu und hülle mich in ihre Bettdecke ein, den Kopf auf ihrem Kissen. Während ich sie einatme, gehe ich die Düfte durch, die ich benennen kann – Vanille, von Muffins abgezogene Papierförmchen, der vertraute Geruch von Seife. Meine Nase löst ein Haar von der Decke, so rot wie altes Blut. Ich wickle es um meinen Finger, bis die Fingerkuppe blau anläuft, aber ich lasse es dran. Zähne Dinger, diese Haare. Ich springe auf und gehe zum Schrank, in dem all ihre Sachen hängen, und drücke mein Gesicht hinein, aber ich weine nicht. Nicht einmal, als das blaue Kleid vom Bügel rutscht, das Kleid, das sie so gern am Strand getragen hat, weil es die Farbe des Himmels hat. Ich klemme es mir unter den Arm, hake den weißen Plastikbügel ab und breche ihn in der Mitte durch wie das Brustbein eines Hähnchens.

Die zerknautschte Bettdecke gibt dem Kleid Form, einen Körper, anders als ihrer. Nachdem ich es aufs Bett gelegt habe, kehre ich zum Schrank zurück. Als ich klein war, habe ich mich oft darin versteckt. Er ist so tief, dass man vergessen kann, wer man ist. Neben einem Kasten mit zusammengeknüllten Halstüchern finde ich schließlich, weswegen ich wirklich hierhergekommen bin. Zumindest scheint es so, als ich es in meinen Händen halte.

Es ist die Kamera meiner Mutter.

Sie hat mir erst beigebracht, wie man sie benutzt, als sie sicher war, dass ich sie nicht fallen lassen würde, und trotzdem hat sie immer aufgepasst und verlangt, dass ich mir den Riemen um den Hals hänge. Natürlich habe ich sie doch einmal fallen lassen. Im Zoo. Sie hat nach Luft geschnappt und eine Sekunde lang sah ich nur diese Frau, die ihre Kamera liebte; aber dann verschwand sie und es war wieder meine Mutter. Es hat dann

aber eine Ewigkeit gedauert, bis ich die Kamera wieder anfassen durfte.

Ihre Canon AE1 SLR.

Ich streiche mit einem Finger über die Delle neben dem Verschluss, die Delle, die ich gemacht habe, und ich fühle das vertraute Gewicht des Apparates. Ich weiß, dass sie gewollt hätte, dass ich die Kamera nehme, aber ich kann Dad nicht fragen. Er könnte nein sagen. Er könnte sie wieder hinten in den Schrank legen – ich weiß nicht, ob er so etwas bringen würde. Durch den Sucher betrachte ich das Schlafzimmer meiner Eltern, wie klein es ist und wie sich durch die Linse alles zusammendrängt. Beim Festhalten der Kamera tut mein Finger weh, also wickle ich das Haar endlich ab; es krümmt sich auf dem Kopfkissen meiner Mutter zu einem Fragezeichen zusammen und an meinem Finger hat es eine Reihe weißer Einschnürungen hinterlassen. Ich will ein Foto von dem Haar machen – es fällt noch genug Licht durchs Fenster, meine Mutter hat natürliches Licht immer bevorzugt –, aber ich kann es durch den Sucher nicht sehen. Es ist, als würde es gar nicht existieren.

Unten knallt die Haustür zu. Die Stimme meines Bruders. Ich schnappe mir das Kleid und die Kamera und gehe in mein Zimmer, wo ich die Sachen meiner Mutter in der Holzschachtel unter dem Bett verstecke.

Bevor sie starb, habe ich sie nie *Mutter* genannt.

Nach dem Essen schickt Dad mich los, ihm Zigaretten zu holen, und als ich an der Kirche gegenüber der Milchbar vorbeikomme, hängt draußen ein Schild: *Das Leben ist kurz, Gott ist unendlich.*

Ich spucke in ein Abflussgitter. Dann gehe ich über die Straße, um Dad die Zigaretten zu kaufen.

Mein Vater schläft neben einer leeren Betthälfte.

Meine Mutter liegt in der Erde.

Adam träumt vom Geschäft seines Lebens.

Und ich werde vielleicht nie wieder schlafen, solange ich nicht weiß, was ich tun muss.